

Seite 4  
Lettern  
lichtstreuend

Seite 6  
Gritli  
durchscheinend

Seite 8  
Anna·Bertha  
doppelbelichtet

Seite 9  
Gliki  
glücklich beleuchtet

Beiträge zur  
deutsch-jüdischen  
Geschichte aus dem  
Salomon Ludwig  
Steinheim-Institut

5. Jahrgang 2002  
Heft 2

# KALONYMOS

## Die Schlußklage vom Neunten Ab, dem Trauertag um Jerusalem

Deutsch von Franz Rosenzweig

Klag, Zion, Städte ihr zumal, so klagt ein Weib in ihrer Qual,  
so klagt ein Mädchen, sackgehüllt um ihrer Jugend Ehgemahl.  
Um den Palast, der ward zerstört durch ihrer Herde sündge Wahl,  
und um der Gotteshöhner Tritt in ihrer Höfe heiligem Saal.  
Um Gottes Diener im Exil und ihrer Harfen Prachtchoral,  
und um ihr Blut, das ward verspritzt gleich ihrer Ströme Wogenstrahl.  
Um ihrer Reigentänze Hall, der stumm aus ihrem Land sich stahl,  
und um den wüsten Sammelplatz, ihr aufgehobnes Tribunal.  
Um der beständigen Opfer Schwall, der Erstgebomen Lösemahl,  
und um der Räucherung Altar, entweihten Kessel und Pokal.  
Um ihre Königskinder all, der Davidsprossen reisge Zahl,  
und um die Pracht, die dunkel ward, da ihr gekröntes Haupt nun kahl.  
Um Glanz, der in Verbannung ging, als sank ihr innerstes Portal,  
und um Bedrückers harten Druck, der Sackgewand ihr anbefahl.  
Um Wunden viel und Schläge und, der ihre Edlen schlug, den Stahl,  
und um die Kinder, Säuglinge, zerschmettert sie im Felsental.  
Um sie, die über ihren Fall frohlockt, ihr Neider, ihr Rival,  
und um die frommen Edelherrn, gestellt an Sklavenmarktes Pfahl.  
Um ihre Sünde, daß sie nicht den Fuß hielt auf dem Wege schmal,  
und um der Menge dichten Wall, verdorrend und von Leiden fahl.  
Um ihrer Höhner Stimmenschall, als voller Leichen lag die Wal,  
und um der Schmäher wütgen Prall in ihrer Höfe Areal.  
Um deinen Namen, der entweicht in ihrer Dränger Munds Geprahl,  
und um ihr Flehn, das zu dir schrie, – nimm, hör ihr Wort dies eine Mal.

# Die „Schlußklage vom Neunten Ab“

Anmerkungen zur Übersetzung Rosenzweigs

Michael Brocke

**T**isch'a b'Aw, der Fast- und Trauertag „um Jerusalem“, um die Zerstörung des Tempels 586 v. u. Z. und 70 d. Z., der in diesem Jahr auf den 17./18. Juli fällt, ist ein strenger Fasttag, dessen Gottesdienst sich ursprünglich, abgesehen von der Erwähnung der Katastrophe, kaum von dem eines gewöhnlichen Werktags unterschied. Heute ist der 9. Aw ein Zankapfel zwischen strenger Orthodoxie und säkularen Israelis.

Die Gemeinde sitzt am Vorabend ohne Schuhe auf niedrigen Bänken oder direkt auf der Erde. Nach der Verlesung der biblischen „Klagelieder“ (*Ekha*) wird mit der Rezitation der *kinot* begonnen. Die Zahl dieser in die Liturgie des ganzen Tages, nach der Toralesung, aufgenommenen *kinot* schwankt zwischen 46 im östlichen und 60 im westlichen Ritus, 38 sind identisch und beiden Riten gemeinsam, darunter alle von R. El'azar ha-Ke'allir (6/7. Jhd.) verfassten – 21 an der Zahl.

Von wem aber diese letzte der *kinot* stammt, ist unbekannt. „*Eli zion ve'areha, kemo ischa bezireha* ...“ ist im aschkenasischen Ritus präsent. Das Klagelied hat 12 zweizeilige Strophen mit vier Halbversen, ihr Metrum jeweils *jated* und zwei *t'nuot*; Endreim auf *XX-Reha*. Das Alphabet setzt mit der 2. Strophe ein – 22 Buchstaben, 24 Zeilen also.

Rosenzweigs Übersetzung, seit ihrem Erstdruck im dritten Heft der von Julius Goldstein (vgl. F. R., Briefe und Tagebücher, 2. Band, Haag 1979, S. 992, 19.10.1924) herausgegebenen Zeitschrift „Der Morgen“ (1925), S. 347, nicht wieder gedruckt oder beachtet, scheint ein Einzelstück zu sein, das nicht in einem größeren übersetzerisch-liturgischen Zusammenhang steht. Ihr genaues Entstehungsdatum ist unbekannt. Grob geschätzt fällt es in die Zeit der einsetzenden Krankheit Rosenzweigs, zwischen 1922

und dem Erscheinen im „Morgen“.

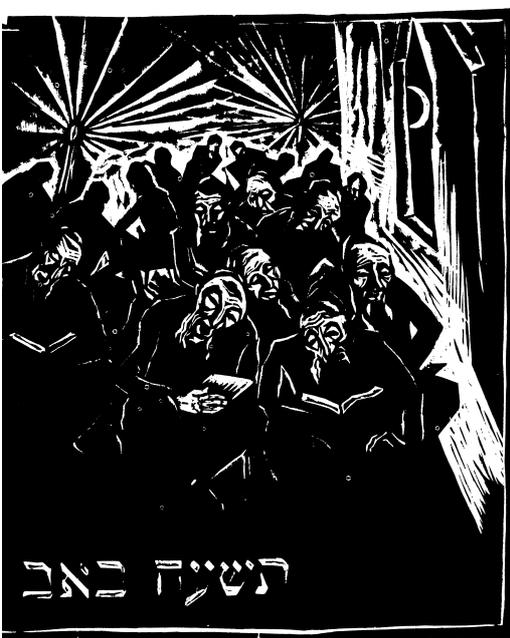
Der Übersetzer zeigt hier aufs neue (vgl. auch „Hauch allen Lebens ...“, Kalonymos 4. Jahrgang 2001, Heft 3) seine unnachgiebige Konsequenz und die – zumindest beeindruckende wenn nicht bewundernswerte – Konsistenz seines Übersetzens: Die Silbenzahl und der durchgängige Reim des Originals, dritter Wurzelbuchstabe (*resch*) mit Suffix 3. Person feminin, *XXReha*, mit 24-maligem langem -,a(h)l“ sind übertragen, worin sich kein Reimwort wiederholt.

Es war Rosenzweig sehr wichtig, so seine Bemerkungen in „Jehuda Halevi“, zu erweisen, dass es sehr wohl möglich sei, auch die „Form“ des Originals nachzubilden – insbesondere Metrum/Silbenzahl und den hebräisch so hämmernd gleichförmigen Reim, beides von je eigener Schwere. Wie treu und sensibel er sich dem Körper der *kina* zu unterwerfen wusste, zeigt hier, neben dem Druckbild übrigens, schon die erste Zeile, in der, wie es das Original mit 'areha tat, ein zweifacher Reim eingebracht ist: „... Städte ihr zumal“. „Got teshöhner“ – „Gottes Diener“ ahmt hebr. *mecharfe el und mesharte el* nach. Oder siehe in Strophen 4, 5 und 6: „Hall“, „Schwall“, „all“, die den radikallosen Suffixreimen, -eha, in ihren hebräischen Strophen gerecht werden wollen. Zu „Fall“, „Wall“, „Stimmenschall“, und „Prall“ liegt also auch ohne das Original, ja ohne Hebräischkenntnisse, der Grund klar zu Tage. Dank dieser wenigen Hinweise sollte es leichter sein, das Gefühl unserer Fremdheit der expressiven Übersetzung gegenüber zu mildern wenn nicht zu meistern.

Rosenzweig nahm Zuflucht auch zu anderen Nachhilfen: 1924, in einem Brief an Buber: „Die Flüche des Nachworts (zu ‚Jehuda Halevi‘) scheinen übrigens an Kraft eingebüsst zu haben: in letzter Zeit haben sich verschiedene Rezensenten mit dem ganz unverblühten Geständnis hervorgewagt, dass sie die Gedichte abscheulich fänden ... Ich verfasse jetzt für die zweite Auflage verschärfte Fluchformeln ...“

Ein Blick auf zwei zeitgenössische Übersetzungen

Jakob Steinhardt,  
Der neunte Aw, 1919



gen von „Eli zion“ könnte sowohl Befremden als Wertschätzung erleichtern. Ungedruckt blieb ein Versuch Gerhard Scholems – höchstwahrscheinlich aus seiner Berner Studentenzeit (vgl. auch Kalonymos 4. Jahrgang, Heft 2, 2001), den er überschrieb „Umarbeitung der Bär-Bambergerschen Übersetzung“ und der so beginnt:

„Klage, Stadt und Burg von Zion / wie ein Weib in ihren Wehen,  
eine Jungfrau, sackgegürtet / um den Herren ihrer Jugend

um den Tempel der verheert ward / ob der Sünde ihrer Herden

um der Gotteslästerer Einbruch / in das Heiligtum der Kammern ...“

Und im „Gebetbuch für das ganze Jahr“, bearbeitet im Auftrag des Liberalen Kultus-Ausschusses des Preussischen Landesverbandes jüdischer Gemeinden, Frankfurt am Main, 1929, 1. Teil (S. 573) übersetzt von Rabbiner Caesar Seligmann, liest es sich so:

Um Zions Glanz mein Weh ertönt,  
wie wenn ein Weib in Nöten stöhnt,  
wie eine Braut im Trauerflor,  
Die ihren Jugendfreund verlor;  
Um die Paläste, die zerstört,  
weil Sündenlust das Volk betört;  
Um bösen Feindes Hohngesang,  
Mit dem ins Heiligtum er drang;  
Um der Vertrieb'nen frommen Chor,  
Der hell zu Gott einst scholl empor;  
Um all das Blut, das man vergoß,  
Das wie in Strömen sich ergoß;  
Um Reigentanz und frohen Sang,  
Der – jetzt verstummt – dereinst erklang;  
Um Hohen Rat und Synhedrin,  
Mit denen letzter Glanz schwand hin;  
Um all die Drangsal, all die Not,  
Um der Geweihten Martertod;  
Um all der Kinder schuldlos Blut,  
Zerschellt am Fels von Feindes Wut;  
Um all der Sünde irren Wahn,  
Der je gekrümmt die rechte Bahn,  
Der meines Volkes lichter Schar  
Des Unglücks dunkle Nacht gebar! –  
Um deines Namens Herrlichkeit,  
Die bösen Feindes Mund entweiht,  
Um unsres Flehens heiße Glut,  
Nimm, Vater, uns in deine Hut!

Das liberale Gebetbuch von 1929 hat, wie man sieht, die Verse der Buchstaben *sajin bis lamed* weggekürzt; die Gründe durchsichtig oder einsichtig, doch ist die *kina* damit beschädigt.

Zugegeben, es reizt hier nun Rosenzweig aus einem Brief vom 19.10.1924 zu Seligmanns ‚Gedichten‘ zu zitieren: „... Nobel [Rabbiner in Frankfurt, gest. 1922] hat einmal zu Seligmann [Rabbiner in Frankfurt, geb. 1860] selber gesagt: Wenn ich während des Gottesdienstes deutsche Geschichte lesen soll, dann

doch lieber Goethe.“ – Und Rosenzweig beschwichtigend: „Aber die Menschen sind ja verschieden ...“. Und hat nicht Seligmann hier, 1929, doch von Rosenzweig, 1925, auch gelernt?! Die Silbenzahl! Der Reim!?

Franz Rosenzweigs Einfluss, seine Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte als Übersetzer (und zwar vor seiner letzten Periode als Verdeutschter der Schrift mit Buber ab 1925) verdiente es, erfasst und erforscht zu werden.

Rosenzweig – wie auch Scholem und Seligmann – übersetzten also die 46. *kina* des für sie gebräuchlichen *minhag* „Klag Zion, Städte ihr zumal ...“

Eine sehr sorgfältige Edition, die alle notwendigen Erläuterungen mit den Verweisen auf die vielen biblischen Quellen des Liedes bietet, hat Daniel S. Goldschmidt, in seinem „*Seder Hakinot leTisch'a b'Aw*“ Jerusalem 1968, S. 144f. (siehe nebenstehenden Text), gegeben. Ansonsten verweisen wir auf die liturgischen Bücher für den Tag.

JNUL, Scholem Archives, Arc. 1599, 277/14

אַלִּי צִיּוֹן וְעָרִיָּה / כְּמוֹ אִשָּׁה בְּצִרְיָהָ.  
וְכִבְתוּלָה חֲגוּרַת שָׁק / עַל בַּעַל נְעוּרֶיהָ:  
עַלִּי אַרְמוֹן אֲשֶׁר נִטַּשׁ / בְּאַשְׁמַת צֶאֱן עֲדָרֶיהָ.  
וְעַל בֵּיאת מְחַרְפֵּי אֵל / בְּתוֹךְ מְקַדֵּשׁ חֲדָרֶיהָ:  
עַלִּי גְלוּת מְשַׁרְתֵּי אֵל / נְעִימֵי שִׁיר זְמָרֶיהָ.  
וְעַל דָּמָם אֲשֶׁר שָׁפַךְ / כְּמוֹ מֵימֵי יְאוּרֶיהָ:  
עַלִּי הֶגְיוֹן מְחוּלֵיָּהּ / אֲשֶׁר דָּמָם בְּעָרֶיהָ.  
וְעַל וַעַד אֲשֶׁר שָׁמַם / וּבִטּוֹל סִנְהֶדְרֶיהָ:  
עַלִּי זִבְחֵי תַמִּידֶיהָ / וּפְדִיּוּנֵי בְכוּרֶיהָ.  
וְעַל חֲלוּל כְּלֵי הַיִּכָּל / וּמִזְבַּח קְטוּרֶיהָ:  
עַלִּי טַפֵּי מְלָכֶיהָ / בְּנֵי דוֹד גְּבִירֶיהָ.  
וְעַל יָפְתִים אֲשֶׁר חָשַׁף / בְּעֵת סָרוּ כְתָרֶיהָ:  
עַלִּי כְבוֹד אֲשֶׁר גָּלָה / בְּעֵת חֲרָבַן דְּבִירֶיהָ.  
וְעַל לוֹחֵץ אֲשֶׁר לָחֵץ / וְשֵׁם שְׂקִים חֲגוּרֶיהָ:  
עַלִּי מַחֵץ וְרַב מְכוֹת / אֲשֶׁר הָכוּ נְזִירֶיהָ.  
וְעַל נַפּוּץ אֲלֵי סֶלַע / עֵוִילֶיהָ נְעָרֶיהָ:  
עַלִּי שְׂמַחַת מְשֻׁנְאֵיהָ / בְּשַׁחֲקָם עַל שְׂבָרֶיהָ.  
וְעַל עֲגוּי בְנֵי חוּרִין / נְדִיבֶיהָ טְהוּרֶיהָ:  
עַלִּי פֶשַׁע אֲשֶׁר עָוְתָהּ / סֶלּוּל דְּרֹךְ אֲשׁוּרֶיהָ.  
וְעַל צְבָאוֹת קְהָלֶיהָ / שְׁוֹפֵיָּהּ שְׁחוּרֶיהָ:  
עַלִּי קוֹלוֹת מְחַרְפֵּיהָ / בְּעֵת רַבּוּ פְגָרֶיהָ.  
וְעַל רִגְשַׁת מְגִדְפֶיהָ / בְּתוֹךְ מְשַׁכְּן חֲצָרֶיהָ:  
עַלִּי שְׂמֵךְ אֲשֶׁר חָלַל / בְּפִי קָמִי מְצָרֶיהָ.  
וְעַל תַּחֵן יְצוּחוֹ לָךְ / קָשׁוּב וְשִׁמְעֵ אֲמָרֶיהָ:

# Eine typographische Brücke

Deutsche Literatur in hebräischen Lettern

Thomas Kollatz

Druckerzeugnisse in *hochdeutscher* Sprache verlassen erstmals in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts *hebräische* Druckerpressen in Deutschland. In dieser Periode wird das Hochdeutsche auch in traditionell-jüdischen Kreisen gebräuchlich. Vorwiegend jedoch wird es nicht in lateinischen Drucktypen gedruckt, sondern in hebräische Lettern transkribiert – also für den deutschen Buchstaben A das Hebräische alef, für B bet usw. gesetzt. Das bekannte Beispiel für diese typographische Eigentümlichkeit ist die Mendelssohn'sche Toräübersetzung aus den Jahren 1780–1783.

Meist verzichten die Autoren, Herausgeber oder Drucker darauf, ihre Entscheidung einen deutschen Text in hebräischen Lettern gesetzt zu haben, dem Publikum gegenüber näher zu begründen. Eine seltene Ausnahme hiervon macht der Hamburger Gemeindevorstand bei der Drucklegung der von ihm angeregten Gutachtensammlung *‘Ele divre ha-berit* („Dies sind die Worte des Bundes“, Altona 1819). Sie bündelt die Stellungnahmen angesehener europäischer Rabbiner gegen liturgische Neuerungen am Berliner und am Hamburger Reformtempel. Die Herausgeber rechtfertigen dabei nicht nur ihre Offensive gegen die Reformversuche, sondern auch das parallele Erscheinen gleich dreier Versionen:

„Das hebräische Original dieses Buches ist vor einigen Monaten erschienen und mit ungetheiltem Beyfall aufgenommen worden. Um das Werk gemeinnütziger zu machen wurde dem Original eine Deutsche Uebersetzung, jedoch mit Auslassung aller gelehrten Argumente beygefügt. Ausschließlich für ihre Israelitischen Mitbrüder bestimmt, ... wurde die Deutsche Uebersetzung ebenfalls mit Hebräischen Lettern gedruckt. Der Wunsch mehrerer Leser aber hat diese Ausgabe mit Deutschen Lettern veranlaßt“.

Ein Werk – drei Ausgaben – zwei Sprachen – zwei Lettertypen. In den einleitenden Worten tritt die Hierarchie der Sprachen – Hebräisch und Deutsch – sinnfällig zu Tage: Hebräisch ist dem Diskurs unter (rabbinisch) Gelehrten vorbehalten, Deutsch gewährleistet „Gemeinnützigkeit“. Den orthodoxen Herausgebern gilt die deutsche Sprache als unzulänglich für einen religionsgesetzlichen Fachdiskurs über Legalität und Legitimität der beanstandeten synagogalen Reformen. Halachische Verhandlung religionsgesetzlich strittiger Fragen, rabbinische Argumentation gegen die liturgischen

Neuerungen bedarf unbedingt gediegener Hebräischkenntnisse. Die hebräische Fachterminologie lässt sich nicht ohne wesentlichen Sinnverlust in die deutsche Sprache übertragen, eignet sich dagegen nach dem Dafürhalten der Herausgeber durchaus zur Belehrung und Unterweisung des Laienpublikums, der „israelitischen Mitbrüder“.

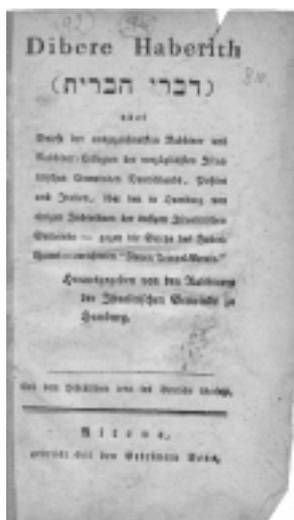
Parallel zu dieser Ordnung der Sprachen besteht eine typographische: Deutsch in hebräischen Lettern für die Allgemeinheit eingesetzt zum innerjüdischen Gebrauch, und schließlich nur auf „Wunsch mehrerer Leser“ das ganze auch noch einmal in deutschen (lateinischen) Lettern und damit prinzipiell auch nichtjüdischen Lesern zugänglich.

„Aus dem Hebräischen treu ins Deutsche übersetzt“ hatte die traditionalistische Kampfschrift gegen die Liturgiereformen Schalom ben Jakob ha-Cohen (1772–1845). Er gilt den Zeitgenossen als herausragender Stilist des Hebräischen (und Deutschen). Geboren in Meseritsch (Posen) unterrichtet er zwischen Amsterdam, Berlin, Hamburg, London und Wien umherziehende Gelehrte und Dichter hebräisch, legt mehrere Grammatiken und Lehrbücher der hebräischen Sprache vor, verfasst hebräische Poeme und Dramen und redigiert die beiden einzigen zweisprachigen Zeitschriftenprojekte seiner Zeit – von 1809–1811 *Ha-Me’assef* („Der Sammler“) und von 1820–1823 *Bikkure ha-‘itim* („Erste Früchte der Zeiten“). Obwohl er wiederholt hebräische Lettern zur Wiedergabe des Deutschen verwendet, will Schalom ha-Cohen doch diese sprachlich-typographische Zwischenform letztlich hinter sich lassen: „Zu wünschen wäre es freilich, daß das jüdisch-deutsch Schreiben aufhöre, und daß man die Landessprache auch mit den im Lande üblichen Charakteren schreibe“. Publikum und Buchproduzenten lassen diesen Wunsch der Vorrede zu Jacob ha-Cohens vielfach nachgedrucktem hebräisch-deutschen Briefsteller *Ketav joscher* („Stylübung“, 1820) gleichwohl ungehört verhallen. Zum Leidwesen des Autors bestehen Verleger und Leser auf hebräischen Lettern. Ein Konflikt, der den allmählichen, schrittweisen Übergang zur deutschen Sprache und Schrift anschaulich belegt.

Texte wie diese reflektieren Strategien jüdischer Selbstbehauptung zwischen deutscher und jüdischer Kultur, zwischen hebräischer und deutscher Sprache. Sind doch deutsche, in hebräischen Buchstaben gesetzte Texte eng mit den gesellschaftlichen, poli-

*‘Ele divre ha-berit*  
(Altona 1818)

(Cohen-Bibliothek, Steinheim-Institut)





Portrait von Schalom ha-Cohen, Übersetzer der hebräischen Gutachtensammlung *Elédivre ha-berit* (Altona 1819) (Haskala-Bibliothek, Steinheim-Institut)

tischen und kulturellen Umbrüchen und sprachlichen Neuorientierungen jüdischen Lebens gegen Ende des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts verbunden. Dieser Literatur des Übergangs widmet sich ein Forschungsprojekt am Steinheim-Institut unter dem Titel *Zur Konstruktion des kulturellen Tons – Deutsche Literatur in hebräischen Lettern*. Besonders Übersetzungen, Moralschriften und Lehrbücher, Briefsteller und periodische Schriften bedienen sich um 1800 dieser sprachlich-typographischen Zwischenform. Hebräische Lettern stecken einen sicheren, der nichtjüdischen Mehrheit unzugänglichen, geschlossenen Raum innerjüdischer Auseinandersetzung ab. Einen Raum für Aneignung und Vermittlung. Einen Raum für Konstruktion und Einübung zeitgemäßer Kommunikationsformen, bürgerlicher Bildung, des Ge-

schmacks, des Schreib- und Lebensstils der Mehrheitskultur. Einen Raum aber auch für interne Differenzen, Brüche und Grenzziehungen wie etwa in Hamburg an der Frage der Reformulierung jüdischer Tradition im Reformtempel geschehen. Einen Raum also für Debatten, die sich nicht mehr in nur einer Sprache, der hebräischen, abspielen können. Wenngleich im Deutschen doch noch die Form (die Buchstaben des Hebräischen) gewahrt bleibt.

Die Verfasser dieser Literatur schlagen eine typographische Brücke in die bislang außerjüdische (deutschsprachige) Gesellschaft und europäische Kultur. Einmal auf der anderen Seite angelangt, wird diese Behelfsbrücke nicht mehr gebraucht werden. Doch darin sind die Erfahrung des Übergangs aufgehoben, die damit verbunden Erwartungen und Befürchtungen bewahrt.



„Die Schlange und die Feile“ Fünfzehnte Fabel aus der Fabelsammlung *Mishle Agur*, herausgegeben und ins Deutsche übertragen von Schalom ha-Cohen, Berlin: in der orientalischen Buchdruckerey, 1799. Rechts, das hebräische Original, links die deutsche Übersetzung der Fabel, gesetzt in hebräischen Lettern. (Haskala-Bibliothek, Steinheim-Institut)

„Hier liegt nicht ein neues Buch neben vielen anderen Büchern vor; zum Bücherlesen haben wir vielleicht wirklich keine Zeit, auch wenn des Büchermachens noch kein Ende ist, aber an uns gerichtete Briefe müssen wir lesen, denn sie sind mehr als geschriebene – nämlich gesprochene Worte.“

## Franz Rosenzweig

### Liebesbriefe aus toten Lettern und lebendigen Worten

So enthusiastisch begrüßte Eduard Strauss 1935 – Mitsstreiter im Frankfurter Freien Jüdischen Lehrhaus – die ‚an uns gerichteten‘ Briefe Franz Rosenzweigs.

Das waren 543 Briefe und -fragmente von 1904 bis 1929, gefolgt von dem noch heute imponierenden Briefwechsel Rosenzweigs und Eugen Rosenstocks zu ‚Judentum-Christentum‘ von 1916. Nur etwa der zehnte Teil der Briefe Rosenzweigs (1886–1929), so liest man dort. Seine Mutter schimpft einmal: „von Beruf Briefschreiber“. Margrit Rosenstock-Huessy, ‚Gritli‘, Eugens Gattin, die der seinem „Beruf“ nachgehende Franz Rosenzweig 1918 leidenschaftlich in sein Herz schloss, hatte nichts daran auszusetzen – zahllos die Briefe, die ihr Geliebter Tag und Nacht an sie richtete.

Genug Briefe jedenfalls, auf dass sich heute die eher esoterisch geneigten „Rosenstockianer“ und die heiligenstolzen „Rosenzweigianer“ darum streiten – wie ihre Protagonisten einst um Judentum und Christentum, um ökumenische Verlagsgründungen stritten, in drei- und vierfachen Liebesbündnissen jubelten und litten – zanken um die Zahl der Briefe, die es doch geben oder gegeben haben müsste, die sehr wohl oder eben doch nicht Dartmouth College überlassen worden seien. (Rosenstock, 1906 aus dem Judentum konvertiert, emigrierte mit Frau Margrit geb. Huessy (1893–1959), Schweizer Christin, 1933 in die USA). Die Zahl der Briefe also schwankt: Waren es an die 1500 oder nur rund 1000? Wird da etwas zurückgehalten oder nicht?

Gritlis Briefe bleiben ungezählt und ungelesen – Edith Rosenzweig hat sie nach des Gatten Tod vernichtet. Franz’ Briefe verdanken sich dem schwierigen Freund Eugen (1888–1973). Und nun sind die ‚Gritli-Briefe‘ unwiderruflich öffentlich – nur fast 1000. Gut 100 sind an Eugen adressiert.

Nur über 900 intime Briefe (aber auch, ein Glück, banale), Liebes- und tagebuchartige Briefe, Bekenntnisse, Geständnisse, Notizen, stammelnd beredte, entschiedene und verzweifelte, jauchzend leidenschaftliche, klarsichtig-blickschärfende, verwirrt-verwirrende Briefe. Monatelang begleiten sie fast täglich die Kosmogonie des „Stern der Erlösung“ an der Balkanfront, jahrelang spiegeln sie

den Kampf und das Scheitern am eignen Wirken im jüdischen Leben – „an uns gerichtete“ Briefe? Nein, wahrhaftig nicht. Angezogen, abgestoßen, man mag nicht davon lassen. Denn ungeachtet des nie ganz verebbenden Gefühls der Indiskretion sind sie auf viele Weisen faszinierend zu lesen. Aber sie sollten auch, wie Rafael Rosenzweig (1922–2001) sagt, zusammen mit den anderen Briefen gelesen werden – mit jenen 1935 erschienenen, 1979 neu und um viele „Briefe und Tagebücher“ erweitert, herausgebracht (das Wie allerdings „ein Editionsskandal“). Nur sie zusammen zu lesen bewahrt das Genie vor sich und vor uns. Dieser F. R. hier aber, allein, unter der Mutter leidend, sich reibend an den konvertierten Vettern und Freunden, mit Eugen und Rudi ‚das Gritli‘ liebend und lassend, ihr von der hastigen Verlobung und Ehe mit der ungeliebten Edith schonungslos berichtend und (sich an)klagend, dem Druck von Mutter und Freunden hin auf den Privatdozentenstatus widerstrebend, dazu der mäßig erfolgreiche Kampf um seine Stellung in der jüdischen Bildungsarbeit – gewiss, das berühmte Lehrhaus, aber um welchen Preis – all dies für sich allein gelesen wird zu einem schwindelerregenden Reigen, den der Leser Tag um Tag, Zug um Zug zwischen Kassel, Säckingen, Stuttgart, Berlin, Frankfurt und Göttingen, zwischen den Themen der Briefe und ihren Schreibern und Empfängern hin- und hergestoßen, nachtanzt, verständnisinnig oder -los, peinlich oder herrlich berührt. Gequält, begeistert und befremdet.

Die Herausgabe dieses Mahlstroms ist eine beachtliche Leistung – die aufwändige Edition der Tagebücher Gershom Scholems im Suhrkamp Verlag ist, judaistisch gesehen, nicht trefflicher ausgefallen und kommentiert als dieses von einem Kleinstverlag gebrachte, fast druckfehlerfreie, mangelhaft indexierte Bemühen. Ein Rezensent beider Dokumente (F. W. Graf, zu Scholem siehe FAZ 13.12.2001, zu Rosenzweig am 3. Juni 2002, S. 48, Ein Editionsskandal) sieht das ganz anders. Schwungvoll mäht er durch die Briefe, mahnt hier wie schon bei Scholem an, jene jungen Juden nicht nur innerjüdisch, sondern im Religionsdiskurs der Zeit wahrzunehmen, recht so. Zu Scholem umsichtig respektvoll, wird Graf bei Rosenzweig fast vulgär,

Briefe, unter Mitwirkung von Ernst Simon ausgewählt und herausgegeben von Edith Rosenzweig, Berlin: Schocken 1935, 742 S.

von ihm Grobes zitierend, um trivial grobe Klötze draufzusetzen und die Ausgabe verdächtigend – ein unangenehmer neuer Ton. Oder doch nur die Herablassung protestantisch-universitätstheologischer Elite wie eh und je?

In einem hat Graf Recht – wenn auch seine Beispiele gerade nicht greifen (Sohm wurde ‚erklärt‘,

und FrI. Salomon war nicht die bekannte Alice): Inhalt und Stil vieler Kommentierungen lassen nie vergessen, dass das Bildungsbürgertum der Rosenzweig, Rosenstock-Huessy und Ehrenberg längst vergangen und verweht ist. Auch darin sind es nicht an uns gerichtete Briefe. Warum müssen wir sie lesen?

*mb*

Franz Rosenzweig, Die ‚Gritli‘-Briefe. Briefe an Margrit Rosenstock-Huessy, hgg. von Inken Rühle und Reinhold Mayer. Mit einem Vorwort von Rafael Rosenzweig. Tübingen: Bilam Verlag 2002, 860 Seiten, ISBN 3-933373-04-2, EUR 30.

## Buchlese I

Marianne Strauss, Jahrgang 1923, war die „widerpenstige Tochter strenger jüdischer Eltern aus der Mittelschicht“, ihre frühe Kindheit verlief ohne größere Zwischenfälle. Dann wurde ihr Heimatland nationalsozialistisch, sie und ihre Familien zu Verfolgten. Dem Vater als Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs, der über gewissen Einfluss verfügte, gelang es lange Zeit, seine vierköpfige Familie vor dem Schlimmsten zu bewahren. Der spät unternommene Versuch, zu emigrieren, scheiterte; 1943 schließlich setzte die Gestapo die Deportation der Familie durch. Marianne jedoch, zum Widerstand entschlossen, gelang die Flucht. Die folgenden Jahre verbrachte sie, ohne ausweisende Papiere und mit gefärbtem Haar, bei verschiedenen Mitgliedern einer Widerstandsorganisation mitten im nationalsozialistischen Deutschland: „In vielerlei Hinsicht lebte sie völlig unversteckt als rothaarige ‚Arierin‘. Ihre Identität war untergetaucht, sie selbst aber befand sich im Freien.“ Nach dem Ende des Krieges blieb sie zunächst aus Überzeugung in diesem Land, für dessen positive Entwicklung sie sich als Kommunistin engagierte. Sie heiratete schließlich einen jüdisch-britischen Armee-Arzt, dem sie nach England folgte, wo sie eine Familie gründeten.

Bemerkenswert an dieser (Über-)Lebensgeschichte ist auch die Quellenlage: Eine Vielzahl von Briefen, Tagebuchaufzeichnungen und amtlichen Unterlagen sind trotz der Wirren der Zeit erhalten geblieben. Unter anderem liegen die Gestapo-Akten der Familie Strauss vollständig vor, außerdem die Korrespondenz zwischen Marianne und ihrem Verlobten Ernst, nach dessen Deportation in das polnische Ghetto Izbica. Durch die Hilfe eines Essener Wehrmachtangehörigen konnte diese Post teilweise den offiziellen Weg, somit auch die Zensur umgehen und spricht eine recht deutliche Spra-

che. Roseman zitiert ausführlich aus den Unterlagen. Des weiteren führte er zahlreiche Interviews, auch mit Marianne, durch. Parallel zur Rekonstruktion der Fakten beschreibt er den Verlauf seiner Nachforschungen, die er methodisch wie persönlich reflektiert.

Dieses Buch liest sich wie eine grausame Detektivgeschichte. Grausam wegen der Verbrechen und des Schicksals, die hier nachgezeichnet werden, und der Tatsache, dass es sich bei der Geschichte nicht um Fiktion, sondern um historische Realität handelt. Der Detektiv ist britischer Historiker, der aus der Ich-Perspektive kommentierend, Steinchen um Steinchen das Mosaik der Geschehnisse zusammensetzt. Hier wird jedoch kein Mordfall aufgeklärt, sondern sein Gegenteil: eine Geschichte des Überlebens. Am Ende seiner Detektivarbeit zieht der Historiker das Fazit: „Mir wurde klar, dass es unmöglich ist, den Holocaust überlebt zu haben und sich nicht schuldig zu fühlen.“

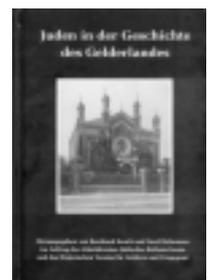
*Petra Schmidt*

Der Arbeitskreis Jüdisches Bethaus Issum und der Historische Verein für Geldern und Umgebung bieten in diesem Band zwei informative historische Abhandlungen zum Leben der Juden in Geldern und Issum am Niederrhein: Thekla Keuck behandelt mit „Zwischen Tradition und Emanzipation“ in einer konzentrierten Fassung ihrer Magisterarbeit die Jahre von 1794 bis 1871, Christoph Nonn beschreibt „die Zeit der Blüte“ 1871 bis 1933. Darüber hinaus gibt es detailreiche Lokalgeschichten, so Albert Spitzner-Jahn zu Hoerstgen Kamp und Sevelen oder Johanna Klümpen-Hegmans zu Kerken, die den Band zu einem wertvollen, reich illustrierten regionalgeschichtlichen Nachschlagewerk machen.

*bm*



Mark Roseman: In einem unbewachten Augenblick. Eine Frau überlebt im Untergrund. Aus dem Englischen von Astrid Becker. Berlin: Aufbau-Verlag 2002, 583 Seiten, ISBN 3-351-02513-1-9, EUR 25.



Juden in der Geschichte des Gelderlandes. Herausgegeben von Bernhard Keuck und Gerd Halmanns, Geldern 2002, 411 S., ISBN 3-921760-32-1, EUR 22,00.

# „Cecilie Q.“

Eine unvollendete Synthese

Harald Lordick



Marianne Brentzel:

Anna O. – Bertha Pappenheim.

Biographie. Göttingen:

Wallstein 2002.

319 Seiten, 15 Abbildungen.

ISBN 3-89244-445-5.

EUR 28,00

Vor Bertha kommt Anna, und vor P. kommt O. – eine wunderbare Verschlüsselung!

Anna wurde krank. Bei ihrer Geburt in Wien 1859, als dritte Tochter der Pappenheims, da wird man wohl gesagt haben, „nichts, nur ein Mädel“, so stellte sich das später Bertha vor. Aus wohlhabender Familie stammend, führte sie das Leben einer jüdischen „höheren Tochter“, bekam auf einer Privatschule einiges an Bildung mit, lebte in einem religiös und traditionell geführten Haushalt, lernte Handarbeiten – alles war auf die spätere Ehe ausgerichtet, eine stattliche Mitgift selbstverständlich. An ihrem 21. Geburtstag war sie noch immer nicht verheiratet.

1880 ging die Familie in die Sommerfrische nach Ischl. Mit acht hatte Anna ihre älteste Schwester Henriette verloren, die zweijährig verstorbene Flora hatte sie gar nicht gekannt, und nun erkrankte der Vater – wieder Tuberkulose. Seine Pflege übernahm sie selbst, gemeinsam mit ihrer Mutter, doch zunehmend überfordert, wurde Anna am Krankenbett von Wahnvorstellungen heimgesucht. Aber sie hielt durch, erzählte nichts, galt allenfalls als überspannt. Als sich ihr Zustand verschlechterte, wurde dann doch ein Arzt gerufen. Dr. Breuer traf bei seiner Visite „eine stumme, von Angstvisionen gepeinigete, durch unklare Ursachen gelähmte und fast blinde junge Frau“.

Zwei Jahre war Breuer fast täglich bei seiner Patientin, brach dann jedoch die Behandlung abrupt ab. In Wien brodelten die Gerüchte, beide hatten sich doch sehr häufig gesehen, und plötzlich: *fini!* Vielleicht hatte Anna ja auch mehr als nur den Arzt gesehen; eine eifersüchtige Gattin gab es oben drein. Schwere Krankheitsjahre folgten, Aufenthalte in Sanatorien, sie galt als „Morphinistin“ und chloralabhängig. Mit ihrer Krankengeschichte ist sie weltberühmt geworden, nachdem diese 1895 in den *Studien über Hysterie* veröffentlicht wurde.

Wenn Sigmund Freud später Anna O. die „eigentliche Begründerin der Psychoanalyse“ nannte (eine Ehre, die er zunächst Breuer zuteil werden ließ), war das auch Koketterie eines Mannes, der sich *seines* Ruhmes längst gewiss war. Breuer jedenfalls war von seiner Entdeckung so beeindruckt, dass er fortan kaum mehr etwas davon wissen wollte, insbesondere hinsichtlich der sexualmotivierten Symptome und der entsprechenden Deutungen der Psychoanalyse. Wie auch immer, mit ihrem Umzug nach Frankfurt gerät Anna aus dem Blick.



Bertha Pappenheim mit 75 (Josef Oppenheim, 1934)

Bertha trat ins Leben mit 29, da veröffentlichte sie ihre *Kleinen Geschichten für Kinder*, oder doch nicht, weil anonym. Oder doch! Denn wohl schon in diesem Jahr 1888 begann sie, in der Frankfurter jüdischen und kommunalen Wohlfahrtspflege mitzuwirken. In den nächsten Jahrzehnten wurde sie zu einer der profiliertesten Persönlichkeiten deutsch-jüdischer Sozialpolitik und Frauenbewegung.

Unermüdlich arbeitete sie, war Mitgründerin etlicher Institutionen, nahm an Kongressen teil. Sie reiste nach Osteuropa, in die Zentren des Mädchenhandels, in die russischen Gebiete, die nach den Pogromen zu Elendsgebieten für Juden verkommen waren, organisierte Hilfe. Sie veröffentlichte zahlreiche Arbeiten, zur Sozialarbeit, zur Stellung der Frau nicht nur in der jüdischen Gesellschaft, zur Bekämpfung des Mädchenhandels (anfangs als „P. Berthold“, eine ironische Anspielung auf ihr berühmteres Pseudonym?). Mit ihrer schonungslosen Kritik eckte sie an, resignierte aber nicht an der *Sisyphus-Arbeit*.

Als sie 1910 die Memoiren der *Glückel von Hameln* aus dem Jiddischen übersetzte, war dies weniger von der familiären, als der geistigen Verwandtschaft mit einer ihr vorbildlichen Frau inspiriert – über „Frau B.“, die sie in Lodz traf, schrieb sie: „was und wie sie spricht und erzählt, ihre Gläubigkeit, ihr gesunder Menschenverstand, ihre Naivität, alles ist wundervoll ... Ist das nicht ganz Glückel?“ Keineswegs Attitüde also, dass sie selbst sich als Glückel porträtierten ließ.

Bertha Pappenheim, aufrecht, ja stur, bis heute kontrovers diskutiert. Kurz vor ihrem Tod am 28. Mai 1936 hatte sie noch persönliche Unterlagen beseitigt, um nicht mit einer gewissen Anna in Verbindung gebracht zu werden.

Und was das Buch angeht: Anna und Bertha zusammenzubringen gelingt nicht recht, war auch nicht der Anspruch. „Die tiefe Kluft zwischen der Sozialpionierin Bertha Pappenheim und der Patientin Anna O.“ bleibt. Bei der Frage nach der Synthese der Figuren muss aber auch der Rezensent passen, bis auf eine Assoziation vielleicht – beide waren, in Anlehnung an einen anderen Titel sei's gewagt: *Wahnsinnsfrauen*.

Bertha Pappenheim und Anna O. – zwei Geschichten, zwei Frauen, zwei Welten, ein längst vermisstes Buch, fein gestaltet, handlich, mit informativem Anhang, für die Sommerlektüre geeignet, und nicht nur dafür zu empfehlen.



„Helfer der Menschheit“. In dieser Reihe, neben Florence Nightingale, Käthe Kollwitz und Henry Dunant, erschien 1954 Bertha Pappenheims Porträt, angeregt von Leo Baeck, auf einer Briefmarke der Deutschen Bundespost.

# Glikl oder Glückel?

Barbara Mattes

**G**ott – sein Name sei gelobt – hat leider über all meine Gedanken und Anschläge gelacht und bei dem Höchsten war meine Not und mein Verderben schon längst beschlossen, um mich für meine Sünde ein wenig zu bestrafen, dafür, dass ich mich auf die Menschen verlassen habe. Denn ich hätte es mir nicht in den Sinn kommen lassen sollen, wieder einen anderen Mann zu nehmen. Denn ich hätte doch keinen Reb Chajim Hameln wieder bekommen können. (... Statt dessen) habe (ich) leider müssen in eines Mannes Hand fallen, dass ich gerade dieselbige Schande erlebt, vor der ich mich zu schützen gehofft hatte.“

Als sie diese bitteren Betrachtungen anstellte, hatte Glikl von Hameln (1646/7–1724) gerade mit dreiundfünfzig Jahren den Witwer Hirsch Levy aus Metz, einen wohlhabenden Finanzier, geheiratet. Nach kaum zwei Ehejahren machte ihr Mann bankrott, und das Paar war bis zum Lebensende auf die Unterstützung durch ihre Kinder angewiesen.

Nach dem frühem Tod ihres ersten Mannes, Chajim, hatte Glikl sich noch ganz auf sich selbst verlassen, das Familiengeschäft übernommen, in Hamburg Strümpfe hergestellt, Perlen und andere Importwaren verkauft und Wechsel in ganz Europa honoriert. Mit Chajim hatte sie vierzehn Kinder, von denen zwölf das Heiratsalter erreichten und mit einer Ausnahme eigene Kinder hatten. Auch dies eine Leistung, die sie größtenteils allein vollbringen musste: „Zwischendurch sind mir allerhand Widerwärtigkeiten und Sorgen zum Teil von meinen Kindern zugestoßen, welches mich schon vorher und allezeit viel Geld gekostet hat, welches aber nicht nötig ist, dass ich es schreibe. Sie sind alle meine lieben Kinder und es sei ihnen verziehen.“

Für ihre Nachkommen schrieb sie ihre Erinnerungen nieder: „Meine lieben Kinder, ich schreibe euch dieses, damit wenn heute oder morgen eure lieben Kinder und Enkel kommen und sie ihre Familie nicht kennen, ich dieses in Kürze aufgestellt habe, damit ihr wisst, von was für Leuten ihr her seid.“ Doch auch für sich selbst hat sie geschrieben: Die Autobiographie, nach dem Tod ihres ersten Mannes begonnen, „aus Herzeleid,“ um ihre „mäßigen melancholischen Gedanken zu vertreiben“, zeigt Glückel als umfassend gebildete Frau aus der jüdischen Oberschicht, eine zu tiefst gläubige Frau mit großer Lebenserfahrung, die auch an der Politik innerhalb der jüdischen Gemeinde großen Anteil nahm. Sie ist eine talentierte Erzählerin mit be-



Bertha Pappenheim  
als Glikl  
(Leopold  
Pilichowsky, 1925)

trächtlichem Selbstbewusstsein: Im Zentrum ihrer Erzählung steht sie selbst. Glikl eröffnet Einblicke in eine ferne und fremde Welt, nimmt durch ihren anschaulichen Stil und ihre farbige Lebensgeschichte als Ehefrau, Mutter und Unternehmerin gefangen.

Der große Erfolg der Memoiren in Übersetzungen und Bearbeitungen aller Art steht im Gegensatz zu dem fast völligen Fehlen einer adäquaten Erforschung dieses einzigartigen Textes. Gründe für dieses Versäumnis sind die erforderlichen Qualifikationen: für die sprachliche und literarische Erforschung Kenntnis des Westjiddischen, Kenntnis der jiddischsprachigen Literatur, die es zur Zeit Glikls in Deutschland gab und die außerordentliche Vielschichtigkeit der Erinnerungen, die die Zusammenarbeit unterschiedlicher Fachwissenschaftler erfordert.

Zum hundertsten Jahrestag der Erstveröffentlichung der Lebenserinnerungen durch David Kaufmann, veranstaltete das Hamburger Institut für die Geschichte der deutschen Juden 1996 eine internationale Konferenz, um erstmals mit Glikls Werk befasste Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus aller Welt zusammen zu bringen, und die verschiedenen Aspekte der Memoiren systematisch zu entfalten und zu beleuchten.

Nun liegt der Sammelband zu dieser überaus ertragreichen und diskussionsfreudigen Konferenz vor. Er gliedert sich in vier Themenkreise, die jeweils auf die Erinnerungen Glikls und die jüdische Welt ihrer Zeit bezogen sind: Der erste und umfangreichste Teil untersucht Memoiren als literarisches Selbstzeugnis. Die Beiträge von Erika Timm, Chava Tumiansky, Gabriele Jancke und dem verstorbenen Günter Marwedel beschäftigen sich mit Sprache, Quellen, der Selbstdarstellung der Autorin und der Chronologie ihrer Aufzeichnungen. Im zweiten Themenkreis handeln Jutta Braden, Robert Liberles, Michael Studemund-Halévy und Arno Herzig über die Beziehungen zwischen jüdischer und christlicher Welt. Jüdische Religiosität und messianische Bewegung stehen im Zentrum der Beiträge von Steven Löwenstein und Elisheva Carlebach. Im letzten Abschnitt thematisieren Rotraut Ries, Michael Toch und Jonathan Israel Wirtschaft und sozialen Status zur Zeit Glikls.

Es ist zu hoffen, dass diese fruchtbare, interdisziplinäre Arbeit weitergeführt wird und wir noch vieles lernen werden über diese faszinierende Frau,



Monika Richarz (Hg.): Die  
Hamburger Kauffrau Glikl.  
Jüdische Existenz in der Frühen  
Neuzeit. Hamburg: Christians  
Verlag 2001, 312 S., ISBN 3-  
7672-1389-3, EUR 24,80.

die sich selbst, wie wir aus dem biographischen Beitrag von Natalie Zemon Davis erfahren, Gliklikhen bas Juda Leib nannte, jedoch durch David Kauf-

manns Veröffentlichung ihrer Autobiographie 1896 unter dem Namen Glückel von Hameln Berühmtheit erlangte.

## Buchlese II



Zuweilen zeigt sich, dass es auch auf dem Gebiet der Jüdischen Studien mehr als die gemeinhin bekannten „Global Players“ gibt: Michal Bron legt den zweiten Band des Polnisch-Schwedischen Kolloquiums zum Jüdisch-Christlichen Dialog von 1996 vor. Beiträge in drei Kategorien: Studies, Commentaries und Appendices. Anliegen des Bandes war es, sich nicht durch „Schoah, Antisemitismus in Polen, Xenophobie und Neo-Nazismus in Schweden“, so wichtig und schmerzlich diese Ereignisse sind, dominieren zu lassen. Statt dessen wurden die Autoren aufgefordert, sich „auf Phänomene optimistischer Natur zu konzentrieren.“ Entstanden sind kompetente Beiträge zu in unseren Breiten selten beachteten Themen wie: „Speech and Silence in the Novels of Zenia Larsson“ oder „The Jew, ‚the Zionist‘ and the Construction of Swedish National Identity.“

den Anmerkungen zu erwähnten Personen sowie einem Personen- und Ortsregister versehen. Ein Monument für einen gelehrten Geographen, ein Mahnmal für Theresienstadt.

hl

Michal Bron (ed.): Jews and Christians in Dialogue II: Identity – Tolerance – Understanding, Södertörns: Almqvist & Wiksell 2001, 262 S., ISBN 91-89315-07-3, \$53,50.



Frank Stern: Dann bin ich um den Schlaf gebracht. Ein Jahrtausend jüdisch-deutsche Kulturgeschichte, Berlin: Aufbau Verlag 2002, 239 Seiten, 32 Abb., ISBN 3-351-02533-5, EUR 20,00.

Auf diesem unterhaltsamen Parcours durch jüdisch-deutsche Kulturgeschichte mit Stationen von Süßkind von Trimberg über Glikl von Hameln und Nelly Sachs zu Ernst Lubitsch und Stefan Heym präsentiert sich Frank Stern als zuweilen augenzwinkern der Reiseleiter. Er entwirft ein anschauliches Bild jüdischen Lebens und jüdischer Kultur in Deutschland, betont die Gemeinsamkeiten ohne die Eigenheiten zu verleugnen.

bm



Alfred Philippson (1864–1953) stammte aus einer Familie, die nach seinen eigenen Worten „manche geistigen Arbeiter von Format“ aufwies – eine eher lakonische Bemerkung, war doch sein Vater jener Magdeburger Rabbiner Ludwig Philippson, der die *Allgemeine Zeitung des Judenthums* begründet und annähernd über fünf Jahrzehnte allein geschrieben und redigiert hatte.

Theresienstadt, 1942: Mit Leib und Seele Geograph, läßt Alfred Philippson seinen Werdegang, seine wissenschaftlichen Leistungen, Fachkollegen und Erkundungsreisen mit farbiger Eindringlichkeit Revue passieren. Bewunderungswürdig, wie er, fast ohne Hilfsmittel, seine Erinnerungen verfasste. Er selbst überlebte, und seine Memoiren auch.

Mit einiger Mühe konnten die Herausgeber das Manuskript aus verschiedenen Archiven zusammentragen, haben den Band mit zahlreichen Abbildungen, Dokumenten, mit Verzeichnissen der Schriften und Schüler Philippsons, mit erläuternden

Tina Walzer und Stephan Tempel: Unser Wien. Arisierung auf österreichisch. Aufbau-Verlag: Berlin 2001, 292 Seiten, 37 Abb., ISBN 3-351-02528-9, EUR 20,40.



Eine Topographie des Raubes, die einen ganz anderen Fremdenführer für die Stadt Wien abgibt. Allein 70.000 Wohnungen wurden neben Praxen, Läden und Kunstobjekten in Wien „auf österreichisch arisiert“. Die Autoren stellen am Beispiel von 250 Objekten die Methoden der Enteignung und der bis heute verweigerten Rückgabe dar. Sie schildern das Schicksal der Bestohlenen und nennen die Namen der Profiteure, vermitteln ein Bild des Verlustes dessen, was einmal war und immer noch sein könnte.

bm

Alfred Philippson: Wie ich zum Geographen wurde. Aufgezeichnet im Konzentrationslager Theresienstadt zwischen 1942 und 1945. Hrsgg. von Hans Böhme und Astrid Mehmel. 2. verb. Aufl. Bonn: Bouvier 2000. 852 S., zahlr. Abbildungen. ISBN 3-416-02922-4. EUR 49,00.

# Mitteilungen

Gemeinsam mit Prof. Dr. Daniel Krochmalnik (Heidelberg) ist der Direktor des Steinheim-Instituts, Prof. Dr. Michael Brocke, von der bisherigen Alleinherausgeberin der „Jubiläumsausgabe“ aller Werke Moses Mendelssohns, Frau Prof. Dr. Eva Engel-Holland (Wolfenbüttel), als Mitherausgeber aller noch ausstehenden Bände gewonnen worden. Die „JubA“, begonnen im Mendelssohn-Jubiläumsjahr 1929 von der „Akademie für die Wissenschaft des Judentums“, gewaltsam beendet 1938, konnte 1971 im Verlag Frommann-Holzboog, Stuttgart, wieder aufgenommen werden. Ihr Herausgeber, Prof. Alexander Altmann (gestorben 1987) bestimmte Frau Engel zur Nachfolgerin. Nun soll die Trias insbesondere die Herausgabe jener Bände befördern, die Übersetzungen aus dem Hebräischen enthalten. Das Steinheim-Institut freut sich überdies darüber, mit derzeitigen und ehemaligen MitarbeiterInnen zum Gelingen der Ausgabe beitragen zu können. Insgesamt sind 22 Bände erschienen; in naher Zukunft sollen Bände 5.3, 5.4 sowie Band 20.1 publiziert werden.

Vom 22. bis 25. Juli 2002 reisen ca. 300 TeilnehmerInnen aus aller Welt nach Amsterdam zum VII. Internationalen Kongress der European Association for Jewish Studies. Zahlreiche Vorträge verteilt auf die fünf Parallelspektoren „Sprache und Literatur“, „Antikes Judentum“, „Mittelalterliche und Moderne Geschichte und Sozialwissenschaften“, „Philosophie und Mystik“ und „Kunst, Bibliotheken, Archive“ sowie Kurzpräsentationen laufender Vorhaben belegen Reichweite und Themenspektrum einer internationalen Judaistik. Das Steinheim-Institut ist in die Vorbereitung des Kongresses involviert und mit mehreren Vorträgen vertreten.

Erschienen ist das nachgelassene Werk von Christoph M. Raisig, *Wege der Erneuerung. Christen und Juden: Der Rheinische Synodalbeschluss von 1980*. Die überarbeitete Dissertation des 1999 plötzlich verstorbenen jungen Theologen analysiert den Beschluss „Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden“ der evangelischen Kirche im Rheinland. Raisig hat die Vorgeschichte dieses epochemachenden Dokumentes, die Positionen der ihn zuwegebirenden Kräfte und Persönlichkeiten sowie auch der Reaktionen darauf geschrieben – eine zeitgeschichtliche Studie ersten Ranges. Das Buch enthält als Anhang 36 Dokumente.

Das Wilhelm Lehbruck-Museum Duisburg zeigt noch bis zum 28. Juli 2002 die auf hohe Resonanz gestoßene Ausstellung *Jakob Steinhardt (1887–1968): Druckgrafik 1907–1967*. Der Bestandskatalog ist im Lehbruck-Museum erhältlich. Ebenfalls noch erhältlich ist der Katalog unserer mittlerweile beendeten Ausstellung *Georg Goldstein – Arzt und Fotograf*, die zahlreiche Motive aus Palästina/Israel zwischen 1934 und 1953 zeigte. Dank des erfreulichen Anklangs, den diese Schau gefunden hat, gibt es Interesse, sie noch an anderen Orten zu präsentieren.

Soeben hat Frauke von Rohden (Berlin/Tübingen) ihre Promotion im Fach Jüdische Studien, betreut von M. Brocke, abgeschlossen. Sie hat das erste jüdische Buch einer Frau, *Meneket Riwka* („Die Amme Rebekkas“) von Riwka bat Me'ir Tikotin, 1609, erforscht, das Original ediert, ins Deutsche übersetzt und mit Blick auf die biblische, rabbinische und zeitgenössische Moral-Literatur wie den populären *Brantshpigl* kommentiert. Ein hochinteressantes Werk einer rabbinisch gebildeten Frau, *Rabbanit* und Predigerin. Es bietet der jungen, ins Eheleben tretenden Frau auf ihrem Weg ins Alter spirituelle und praktische „Lebenshilfe“ aus breiter jüdischer Tradition für den Umgang mit Mann, Schwiegereltern, Kindern und Gesinde an. Nur zwei Exemplare des Büchleins sind auf uns gekommen, eines in der Bibliothek von J. Chr. Wagenseil, Altdorf/Erlangen.

## IMPRESSUM

**Herausgeber:** Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Gerhard-Mercator-Universität Duisburg **ISSN:** 1436-1213  
**Redaktion:** Michael Brocke (Vi.S.d.P.), Harald Lordick, Barbara Mattes **Grafikdesign:** kommunikationsdesign thekla halbach und thomas hagenbucher, Düsseldorf **Layout:** Harald Lordick  
**Anschrift der Redaktion:** Geibelstraße 41, 47057 Duisburg, Tel: 0203/370071-72; Fax: 0203/373380; E-Mail: kalonymos@steinheim-institut.de Internet: <http://www.steinheim-institut.de>  
**Druck:** Brendow Printmedien, 47443 Moers  
**Versand:** Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, **kostenlos Spendenkonto:** 238 000 343, Stadtsparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00



Christoph M. Raisig: Wege der Erneuerung. Christen und Juden: Der Rheinische Synodalbeschluss von 1980 (Schriften des Steinheim-Instituts, Bd. 2). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 2002, 312 S., ISBN 3-935035-37-3.



Jakob Steinhardt (1887-1968). Druckgraphik. Bestandskatalog. BASIS-DRUCK: Duisburg 2002, 54 Seiten. ISBN 3-89279-582. EUR 4.



„Traum oder Wirklichkeit“? Der Zionist Georg Goldstein fotografiert Palästina/Israel (1936-1953). Essen: Woeste Druck 2002, 72 Seiten. ISBN 3-9807566-2-9 EUR 5 (incl. Versand) 11

ספר

# אורה ושמחה לראשית הקריאה

„Mit Glück und Freude lesen lernen“, eine Hebräische Fibel, meisterlich kindertümlich bebildert. Kalonymos Rothschild war der Illustrator dieses feinen Bändchens, das in mehreren Auflagen erschien; hier vorgestellt nach der Ausgabe: „Volksdruckerei Basel, Abteilung: Hebräische Literatur, 1944“.

מחבר ונקטב עליידי  
חיים מנדה לבום  
עם ציורים מינד  
קלונמוס רטהשילד



אשר אשר

מהר, מהר!

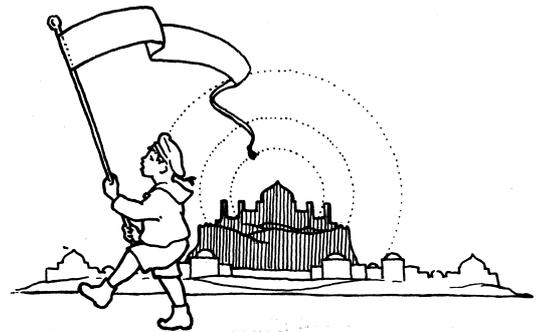
שם השמש

אני רואה הר

אני רואה נהר

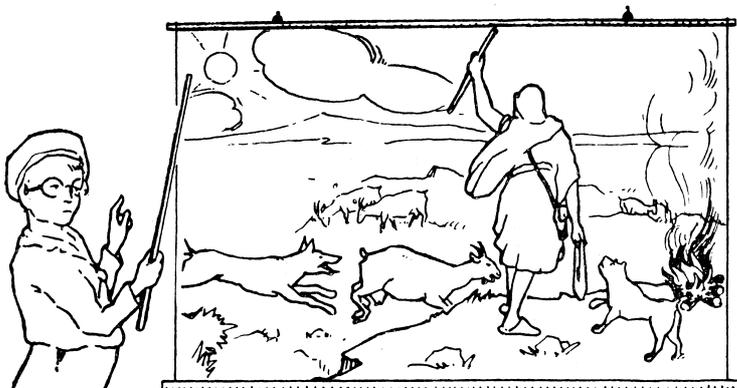
שם איש, שם אשה

גמל	עז	חלון מזודה	מנודל טבל	ארון	אופה
הכל	ארי	פלגל	רוסא	חמור	זאב
מורה	הלת	גמל	אופה	מנורה	גג



לשנה הבאה  
בירושלים:

„Nächstes Jahr in Jerusalem“,  
aber nun mit Hebräisch!



ובילן הוא המורה.

הראה לי זאב ועזים

הראה לי איש ועשן

הראה לי שמש וענן.